

Die mühevoll Arbeit der Akademie der Wissenschaften

Mister Mundart

Warum Sprachforscher Anthony R. Rowley am „Bairischen Wörterbuch“ noch gut 60 Jahre arbeiten wird

Von Wolfgang Eitler

München – Franz Eder aus Dachau reziert Verse von Max Dinger, dem Murnauer Heimatdichter. Das Gedicht heißt „Aushaltn“ und ist ein Surrogat bäuerlicher Weisheiten: „Vo selber fällt oam nix in d'Händ/ As Glück des macht si rar/ und ebbad hattst koa Freud am End / waar it der Weg so schwaar“. Der 69-jährige Eder kann ziemlich gut vorlesen, weshalb Medien wie der Deutschlandfunk gerne bei dem Dachauer anfragen, wenn sie einen altbairischen Literaturkenner brauchen. Seit Jahrzehnten bemüht sich Eder, der Schweißler bei der Bundesbahn war, zusammen mit etwa 500 anderen Sprachliebhabern aus Bayern darum, die Dialekte zu erhalten. Er sammelt für die Kommission für Mundartforschung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München Worte und Sprüche.

Dort widmet sich der Leiter eines vierköpfigen Teams, Professor Anthony R. Rowley, 45, dem bairischen Dialekt zwischen Isar und Salzach. (Zur Unterscheidung: das Adjektiv „bairisch“ bezieht sich ausschließlich auf die Region zwischen Inn und Isar; „bayerisch“ auf den gesamten Freistaat). Rowley ist von Geburt Engländer und ein extrem guter Kenner des Bairischen. Eine Kombination, die offenbar bloß den Laien erstaunt. Denn gerade die Beziehung der Engländer zu den Alpen war schon immer sehr eng: als Pioniere des Bergsteigens und als Landschaftsmaler. Außerdem kennt Rowley russische Kollegen, die sich in den deutschen Mundarten bestens auskennen, und deutsche Dialektologen, die zu den Experten der italienischen Mundarten zählen.

Routiniert wiederholt Rowley seinen Standardsatz zum Stellenwert seiner Tätigkeit, den schon viele Interviewpartner von ihm zu hören bekommen haben: „Die Dialekte sind nur zu retten, wenn alle zusammenkrachen würde und die Menschen wieder zur Existenzlandwirtschaft zurückkehren.“ Weil das nie mehr passieren wird, weil aber das Gefühl von Nähe, die „Faszination für die Mundart“ (Rowley) dennoch bewahrt werden soll, arbeitet er an einem bairischen Wörterbuch. Der erste Band der Akademie ist dieses Jahr im Oldenbourg Verlag erschienen. Er reicht von „A bis Bazi“.

Sprachforscher wie Rowley und ihre Helfer wie Eder haben etwas beunruhigend Ruhiges an sich. Sie regen sich nicht sonderlich über die Gefahr auf, dass das, was sie so sehr schätzen, verloren gehen könnte. „Wenn es so ist, niemand kann etwas dagegen machen“, sagt Rowley. Auch wenn er die Dialekte, wie die Bauern früher das Land, Tag für Tag, Wort für Wort, Silbe für Silbe beachtet. Seine beiden Töchter ärgern ihn leidenschaftlich gern und grüßen ihn mit dem Wort Tschüss. „Die halten mich für einen Anti-Tschüssler“, sagt Rowley. – „Ja, soll i meine Enkel daschiaßn“, fragt wiederum Franz Eder. Die leben in Ilmmünster bei Pfaffenhofen/Im und reden eine Art Hochdeutsch. Aber manchmal wird es ihm dann doch zu bunt. Wenn er, der Opa, gerufen wird: „Komm hoch“. Dann, sagt Eder, „reicht es mir“.

Hans Triebel, Vorsitzender des Fördervereins Bairische Sprache und Dialekte, packt schneller die Wut. Zuletzt wegen einer vergeblichen Unterschriftenaktion, in der 150 000 Unterzeichner (Triebel: „Nicht nur Bayern“) vom Kultusministerium den Unterricht in den bayerischen Dialekten gefordert ha-



ben. Da war er übrigens sauer auf Eder, weil der ihm statt der erhofften 4000 Unterschriften bloß 40 aus Dachau gebracht hatte. Der Verein ist von einer Ärztin aus Traunstein angestoßen worden. Nach ihrer Rückkehr aus Indien, wo sie lange Jahre gelebt und praktiziert hatte, war sie regelrecht entsetzt über den Zustand des Bairischen. Das Gefühl beschleicht den Kfz-Meister aus Aying tagtäglich, und wegen eines Vorfalls im Landkreis Miesbach würde er am liebsten „eine neue Medienkampagne“ entzünden. „Dort hat eine Grundschullehrerin einem Buben verboten, Fuchzge statt Fünfzig im Unterricht zu sagen.“ Das muss man sich mal vorstellen.

Triebel will mit seinen 49 Jahren nicht in einer Welt leben, in der die Mundart zum „Bayern-Drei-Geplappere“ verkommt. Wenigstens möchte er erreichen, dass viele Menschen in Bayern das süddeutsche Klangbild beherrschen und damit den Charme der Sprache bewahren – wie einst der Schauspieler Helmut Fischer. Triebel: „Der hat keine Dialektausdrücke gebraucht. Aber der Klang war wunderbar.“ Triebel hofft mit dem Verein und den 2700 Mitgliedern, unter ihnen Kardinal Josef Ratzinger: „Wir möchten das Verschwinden verlangsamen.“ Das Ziel teilen alle Mundartforscher.

Und die Zeit verlangsamt sich tatsächlich in Rowleys Büro inmitten all der Manuskripte. Er sitzt gebückt an einem kleinen Couchtisch, beim Schreiben fallen einige lose Blätter auf den Boden; der große Schreibtisch ist übersät mit Manuskripten, Büchern und Broschüren. Das Chaos kontrastieren die vielen dunkelfarbenen Kästen in den Regalen an der Wand, dort herrscht eine penible Ordnung. Gestochen geschriebene Aufzeichnungen sind hier ge-



Professor Rowley (oben) wühlt neben einem Porträt des Ur-Mundartforschers Andreas Schmeller in alten Aufzeichnungen. Franz Eder (unten) unterstützt ihn bei seiner Arbeit. Fotos: Günter R. Müller

nauestens sortiert. Den Vorgang nennen die Sprachforscher „verzeteln“. Außerdem muss die Kommission über einen eigenen Zeitbegriff verfügen, schließlich will sie zeigen, wie sich die Jahrhunderte in den Dialekten tradiert haben. Das Wort „Irta“ für Dienstag zum Beispiel reicht bis ins Gotische und damit in das fünfte Jahrhundert zurück.

Die Kommission ist schon sehr lange tätig. 1912 hatte sie vom bayerischen König Ludwig III. ihren Auftrag erhalten. Weil aber die Zusammenarbeit mit den Österreichern 1961 scheiterte, begannen die Münchner von vorne. Rowley, seit 1989 Leiter der Mundartforschung, rechnet erst in 60 Jahren mit dem letzten Band des neuen bairischen Wörterbuchs. Dazu braucht man eben die bäuerliche Gewissheit des Gedichts von Max Dinger, dass nur mühsam errungene Erfolge auch wirklich welche sind. Wie gesagt: „Vo selber fällt oam nix in d'Händ/ As Glück des macht si rar...“

Die Zuversicht haben Rowley und seine Kollegen von Johann Andreas Schmeller, dem ersten großen Mundartforscher, geerbt, dessen Nachfolger sie alle sind. 1827 war Schmellers erster Band des „Bayerischen Wörterbuchs“ erschienen (1829 der zweite und 1837 der dritte). Das Werk wird seitdem als Faksimile

nachgedruckt. Richtig berühmt wurde es allerdings erst 1872, nach der Reichsgründung. Als Reflex auf das politische Ereignis besannen sich die Menschen auf ihre Heimat. Und in diese Zeit fiel auch die Entdeckung von Tracht, Bauerntheater, Tourismus und der Beginn der Werbung mit Bergen und Bauern. „Damals wurde das Bairische erstmals politisch instrumentalisiert.“ Mit Theater, Slogans, Häusern könne man ein Leben vorgaukeln, das es längst nicht mehr gibt. Nicht aber mit der Mundart, sagt Rowley. „Wenn sie verschwindet, verschwindet sie. Wenn die Menschen sie nicht mehr beherrschen, dann weil sich ihr Leben verändert hat.“ Wer weiß schon noch, was eine „Drittlerin“ ist?

Kindsdirn und Mitterdirn

In Eders Herrgottswinkel sieht alles aus, wie es sich für einen richtig bairischen Haushalt gehört. Die Sinnsprüche, die Motivbilder aus Hinterglasmalerei und eben der Mann mit schlohweißem Haar und gezwirbelten Schnurrbart. Er hat einen von Rowleys Fragebögen vor sich und soll Antworten finden, wie das Wort Magd im Bairischen vorkommt. „Dirn hat es bei uns geheißen.“ An erster Stelle stand die Kindsdirn, dann kam die Mitterdirn und schließlich die Drittlerin, die den Stall ausmisten musste. Aber viele Worte weiß auch Eder nicht mehr, obwohl er sich noch genau an die Zeit bei seinem Onkel in Eichhofen erinnert, und wie ihn sein Vater geschimpft hat, wenn er von dort nach Hause kam. „Dann hab' ich immer den ganz breiten Dialekt mit schwäbischen Anleihen gesprochen, was meinen Eltern überhaupt nicht gefallen hat.“

Eder mag das Schwäbische, wie die Mundartforscher überhaupt lieber nach Gemeinsamkeiten als nach dem Trennenden suchen. Die Verneinung „it“ in Dingers Gedicht zum Beispiel ist für Eder klar schwäbischen Ursprungs. Aber die Deutschen insgesamt haben doch eindeutige Vorlieben. „Das Bairische hat Prestige“, sagt Rowley, und zwar so viel, dass es in der Beliebtheitskala der deutschen Dialekte klar auf Platz eins liegt.

